

Endlich das Meer! Mett lag in den Ladehallen des Hafens am Boden, von einer klammen Decke umsteckt und erhielt erste Pflege. In den kahlen Räumen war ein großes Jammern. Am 8. März drangen die Russen unaufhaltsam in die Stadt. Die Verwundeten wurden eingeschifft. Am Pier lagen gedrungene Hochseeschlepper an der Kette. Tausende von Flüchtlingen drängten sich mit ihrem wunderlichen Gepäck zu den Schleppern, die unter Tarnfarbe fuhren. Zwischen ihnen erhob sich in majestätischer Höhe der 105 Meter lange Luxusdampfer Antonio Delfino. Schwerverwundete wurden an Bord gehievt. Mett, der lauten konnte, drängte sich zur Landungsbrücke. Er trug einen riesigen „Suka-Verband“ mit einem „Fenster“ und wurde durchgelassen. Fünftausend Flüchtlinge, besonders Frauen und Kinder, von den Verwundeten nicht zu reden, machten das überbelegte Schiff zu einem krabbelnden Ameisenhaufen.

Mett arbeitete sich zum Achterschiff durch und setzte sich im Windschatten hinter eine Persenning. Russische Tiefflieger bombardierten Danzig und nahmen die Kaianlagen unter Feuer. Es rauschte und orgelte. Die See ging schwer. Der Kapitän loste die Antonio Delfino geschickt aus dem Hafen und ging auf Westkurs. Mett blickte nicht zurück. Es fror ihn gewaltig. Er stieg unter Deck, drängte sich in eine überfüllte Kabine und legte sich unter einen festgeschraubten Tisch zum Schlaf des Gerechten nieder. Verstohlen schlich sich der Dampfer ohne Positionslichter hinaus in die Nacht.

Als Mett am Morgen erwachte, schien ihm, als befände er sich auf einem andern Stern. Vom Krieg war nichts zu hören. Die See schimmerte glatt und blank im milden Sonnenlicht. Das Betreten der Schiffsbrücke war nicht gestattet. Mett suchte sich den engen Verhältnissen anzupassen. Er war kein Seemann und blieb brav in der Kajüte. Drei Tage dauerte die Überfahrt nach Dänemark. Am 11. März legte die Antonio Delfino in Kopenhagen an. Die Verwundeten kamen in ein Lazarett. Mett stellte seinen sperrigen Gipsverband zur Schau. „Seht her, es hat mich erwischt!“ 14 Tage später wechselte der Luxemburger in ein Lazarett nach Odense über. Die Verpflegung war ausgezeichnet. Mett war ein Lebenskünstler und suchte aus seiner dänischen „Traumreise“ das Beste herauszuholen. Schließlich mußte er nach Deutschland zurück. Das war unangenehm, ließ sich aber nicht vermeiden.

Ende April 1945, kurz bevor Hitler Selbstmord beging, wurde der Luxemburger in ein Lazarett nach Flensburg verlegt. Hier gab die Kriegsmarine den Ton an. In Flensburg nahm Mett Kontakte mit französischen Kriegsgefangenen auf und erklärte ihnen seine Lage. Admiral Dönitz, der nach Hitlers Tod eine neue Reichsregierung gebildet hatte, erklärte Flensburg zur offenen Stadt. Mett verließ das Lazarett und ging zu den französischen Kameraden, die ihn in ihr Kriegsgefangenenlager brachten. Der Luxemburger Zwangsrekrutierte fiel in seiner neuen Umgebung gar nicht auf. Außer einer etwas schäbigen Wehrmachthose trug er Zivilkleider.

Am 8. Mai kapitulierte Deutschland. Eine französische Militärdelegation erschien, um die Gefangenen heimzuführen. Mett wußte, daß auf den Schiffen

im Flensburger Hafen Elsässer, Lothringer und auch Luxemburger festgehalten wurden. Die Kapitäne weigerten sich, die Zwangssoldaten freizugeben. Ein französischer Sous-Lieutenant aus Audun-le-Tiche, der in Rümelingen gut bekannt war, nahm Mett als Dolmetscher zu sich und überprüfte die Schiffe. Mett erhielt eine schicke Marine-Hose und half wacker mit beim Aufstöbern der Zwangsrekrutierten aus dem Westen. Er blieb vorderst im französischen KG-Lager. Dort tauchten noch andere Luxemburger auf. Die Gruppe wuchs allmählich an. Ende Mai brachte ein amerikanisches Militärfahrzeug Mett mit noch sieben anderen Luxemburgern auf einen Flugplatz in der Nähe von Lüneburg zum Abtransport nach Brüssel.

Der Empfang in der belgischen Hauptstadt war nicht unfreundlich. Die Befreiten erhielten Speise und Trank. Mett trug seinen kranken Arm in der Schlinge. Er war in Feiertagsstimmung und fand das belgische Bier ausgezeichnet. Doch dann kam die Enttäuschung. Militärpolizisten traten heran, wippten gefährlich in den Knien und führten die Luxemburger ab in das Brüsseler Petit-Château-Gefängnis. Das war nun doch die Höhe! Fast eine Woche lang blieben die Luxemburger hinter Schloß und Riegel. In den Abendstunden des 7. Juni kam ein Gefängnisaufseher und verkündete den Soldaten feierlich, am nächsten Morgen seien sie frei. Anderntags gelangten die Luxemburger in ein Brüsseler „Centre d'Accueil“, von wo aus eine Verbindung zur luxemburgischen Gesandtschaft möglich war.

Am Samstag, dem 8. Juni 1945, am Vorabend vom Muttertag, fuhren 11 frohe Luxemburger „Jongen“ per Zug von Brüssel in die Heimat. Mett Künzinger hielt sich nicht lange in der Hauptstadt auf und bestieg ohne Säumen den Anschlußzug nach Esch/Alzette, von wo ihn die Straßenbahn „über den Berg“ nach Rümelingen trug. – Vor Metts Stammlokal standen zwei Bergarbeiterfahrräder mit sauberlich zurechtgeschnittenen Grubenholzklotzen auf den Gepäckträgern. Der Heimkehrer lachte verschmitzt: „Dann as jo nach alles beim Alen!“



Als Nic. Oberto (geb. am 3. Januar 1920) im Februar 1943 nach Graudenz in Polen zum RAD einrückte, gehörte er zu jenen älteren Rümelinger Wehrpflichtigen, denen, auf Grund ihrer bergbaulichen Tätigkeit, mehrmals Rückstellungsbescheinigungen ausgestellt worden waren. Dem dreißigjährigen Rümelinger Jungbergmann hatte schon mancher Wind um die Ohren geblasen. Er war kein heuriger Hase mehr und ließ sich nicht so leicht aus dem Konzept bringen.

Vom 19. Februar bis zum 11. Mai 1943 mühten sich stimmungswahlige RAD-Truppführer redlich ab, den Luxemburgern neben der Spatenführung das für einen zukünftigen Soldaten erforderliche Maß an vormilitärischer Grundausbildung zu vermitteln. Nic. Oberto blieb gelassen. Er lernte laden und sichern, schoß auf die Scheibe und nahm unwirsch teil an jenen Übungen, die man „Zielsprache“ nannte. Da ging Rede von allerlei fremdartigen





Mätzchen, von einem „Daumensprung“ links und rechts, von „gestrichen Korn“ und „Vollkorn“, wozu letzteres ihn sehr an eine heimatliche „Frucht-dröpp“ erinnerte.

Am 11. Mai 1943 kehrte Nic. Oberto von Graudenz nach Rümelingen zurück. Doch die Erzbrecher droben in der Berens-Grube erwarteten ihren Maschinisten vergebens. Bereits am 25. Mai mußte Neckel fort in die Wehrmacht (siehe Bericht Mett Küntzinger). Zusammen mit mehreren anderen Rümelingern wurde er nach Goldap (Ostpreußen) verfrachtet und kam in die Kaserne des Grenadier-Ersatzbataillons 45. Kurze Zeit nach der Einkleidung trug ein langer Transportzug die schlechtausgerüsteten Rekruten über Bialystok und Baranowice ins Partisanengebiet von Stolpce. Der Empfang war unfreundlich. Gnatzye Gradierte wiesen die Neuankömmlinge in die Unterkünfte: Antreten! Tornister anschallen! Ein wenig schneller!

Nic. Oberto gehörte jetzt mit Mett Küntzinger zum 2. Bataillon der 141. Infanterie-Division (11. Kompanie). Der Stützpunkt, dem die Rümelingern zugeteilt wurden, hieß Ocenizy und lag einsam und verlassen an der Rollbahn nach Minsk. Nicht weit davon versteckte sich zwischen Wald und Moor ein Russendörfchen, in dessen kümmerlichen Katen arme Muschiks ihr dürftiges Leben fristeten. Die Bunker des Postens waren mit Stacheldraht abgesichert. Ringsum dehnten sich Birkenwälder in unendlicher Weite. An Pfaden, Wegen und Lichtungen standen Drahtverhaue und spanische Reiter. Nachts gehörte das Land den Partisanen. Rücksichtslos wurden die unerfahrenen Luxemburger zu gefährlichem Wachdienst hinaus in die Finsternis geschickt. Die Zwangssoldaten spürten die kalte Nebelfaust der Freischärler im Nacken, die wie Schemen aus der Dunkelheit auftauchten, die Posten niederrissen und lautlos wieder verschwanden.

Tagsüber schlichen die Bauern in ihren unförmigen Joppen und geflickten Stiefeln um den Stützpunkt, lüchsten scharfäugig umher und horchten mit spitzen Ohren auf alles, was geschah. Was wußte damals ein weißrussischer Bauer von den Zwangssoldaten aus dem fernen Luxemburg? Am Morgen, nach dem nächtlichen Wachdienst, lief die knallharte Ausbildung in bestem Kasernenstil ununterbrochen weiter. Für die Luxemburger gab es damals wenig Schlaf und schlechte Verpflegung. Anfang September ging es noch tiefer hinein in die Einsamkeit der weißen Birkenwälder, die gar nicht mehr aufhören wollten. Es roch dumpf nach verwesenen Pflanzen und faulem Wasser. Dort lag der nächste Stützpunkt: Olchucky. Streifenposten patrouillierten nachts fünf Kilometer weit bis nach Smolernia. Das war der gefährlichste Stützpunkt. Er lag völlig isoliert an einer Kohlerei, die Holzkohle für das Elektrizitätswerk von Stolpce lieferte.

Eines Nachts hatte Nic. Oberto mit seinem Kameraden Jos. Seil aus Mamer Streifendienst am Stützpunkt entlang. In der undurchdringlichen Finsternis, man sah keine Hand vor den Augen, stürzte Nic. in einen mannstiefen Laufgraben und verknackste sich das linke Knie. Das brachte dem Rümeling 14 Tage Revieraufenthalt in Stolpce ein. Dort befand sich noch ein

anderer Zwangssoldat, Pierre Kieffer aus Ernster, der später im russischen Schnee verblutete. Das MG-Feuer aus den Wäldern war nachts bis Stolpce zu hören. Nic. hatte Heimweh. Vierzehn Tage später wurde er diensttauglich geschrieben und kehrte nach dem Kompaniegefechtsstand zurück. Es herrschte Partisanenalarm. Der Luxemburger erhielt drei Mann Begleitung, und die Soldaten zogen mit entschertem Karabiner nach Smolernia, wo Neckels Truppe jetzt eingesetzt war. Die Posten wurden auf drei Mann verstärkt.

Von einem 15 Meter hohen Wachturm ließ sich die ganze Umgebung mit dem Feldstecher gut überblicken. Der sonnige Herbst verlieh dem Licht über den Wäldern eine eigentümliche Transparenz und ließ die fernsten Dinge aus ihrem Schatten treten. Am 1. Oktober erfolgte die Abkommandierung. Der Eisenbahnschutz brauchte Leute. Nach einem Marsch von 25 Kilometern war der Bestimmungsort, ein wichtiger Stützpunkt an der Bahnlinie Baranowice-Minsk, erreicht. Als Postenkommandant fungierte ein sternackiger trunksüchtiger Feldwebel, der in seinen regelmäßigen Alkoholauschen zu einem gefährlichen Unmenschen wurde. An den Ecken der gutausgebauten Bunker befanden sich MG-Nester, deren Feuerkraft durch Granatwerfer verstärkt wurde. Gleich nach der Ankunft der „Neuen“ gab es Alarm. Anscheinend waren Partisanen gesichtet worden. Der betrunkene Feldwebel schrie sinnlose Befehle und ließ ein kleines Panje-Haus in Brand schießen. Der rote Hahn sprang wild an den Holzwänden hoch. Die unglücklichen Russen verloren ihre letzte Habe. Der deutsche Wüterich wollte die angeblichen Partisanen erschießen lassen. Die Luxemburger und Lothringer Zwangsrekrutierten legten sich energisch ins Mittel, und die Russen kamen mit dem Leben davon.

Draußen wurde es kälter. Durch die Ritzen in den Bunkerwänden pfliff ein eisiger Wind. In der Nacht zum 7. Oktober griff ein Partisanentrupp den Stützpunkt an. Die Freischärler eröffneten ein wildes Feuer. Batté Lahr aus Born wollte sich in Sicherheit bringen. Von einer Kugel getroffen sank der Unglückliche zu Boden. In Baranowice beteteten ihn seine Kameraden zur letzten Ruhe. – Plötzlich war der Winter da. Dicht fielen die Flocken. Bei jedem Schritt schrie gläsern der Frost unter den Stiefeln. Der weiße Teppich wuchs immer höher. Nun wurde Winterausrüstung gefaßt. Die Soldaten zogen Schneehemden über die graue Uniform. Es herrschte erhöhte Alarmbereitschaft. Auf flinken Schneeschuhen glitten die Partisanen unhörbar heran, verminten kunstgerecht die Bahnlinie und verschwanden wieder im Dunst der verschneiten Wälder, die ihre Heimat waren.

Der Nachschub stockte. Requirierungskommandos brachen auf, um Lebensmittel in den Dörfern zu holen. Manchmal waren die Bauern bewaffnet und wehrten sich. Dann kam es zu Schießereien. Nachts nahmen die Partisanen Rache und griffen den Stützpunkt mit schweren Waffen an. Das winterliche Leben auf Stützpunkt 141 steckte voller Plackereien. Am 7. Dezember 1943 sollte es zurück zur Kaserne nach Goldap gehen. Urlaub war in Sicht. Doch damit war es Essig. Die Soldaten wurden nach Minsk



gebracht. Dort faßte die Truppe Marschverpflegung, Munition und Bunkerlichter. Die Reise nach Goldap entpuppte sich als ein kapitaler Betrug.

Anderntags war Orscha erreicht. Wenige Kilometer hinter der Stadt begann das Frontgebiet. Ausgebrannte Panzer und LKW's säumten den Weg. Die Augen wurden mit der Schneefläche nicht fertig, die sich endlos ins Weite dehnte. Von Osten her dröhnte das hohle Donnern der Kanonen. Bis zur HKL war es noch eine ansehnliche Strecke. Der Marsch durch die kalte Schneewüste war beschwerlich. Schließlich bezog die Truppe Quartier in einem verschneiten Dorf. Nic. übernachtete in einer Russenhütte. In dem niedrigen Raum mit dem schneebinden Fenster war es angenehm warm. Die sechsköpfige Russenfamilie hatte ihren Schlafplatz auf dem geräumigen Ofen. Die acht feldgrauen Soldaten hieben sich auf den Boden und schlossen die Augen. Der rumpelnde Baß schwerer Geschütze trug sie in den Schlaf.

Am andern Tag wurden die Ersatztruppen vom 2. Bataillon des Regiments 528 (Infanterie-Division 191) übernommen. Nic. kam zur 5. Kompanie. Der Bataillonskommandeur begrüßte die Soldaten persönlich. Dann hieß es: Fertigmachen! LKW's karrten die Truppe in einen verschneiten Wald bei der Ortschaft Slobin. Unterkünfte gab es keine mehr. Nic. grub sich ein Fuchslotch durch die Schneedecke in die hargefrorene Erde und dachte an zu Hause. Russische Bomber warfen ihre verderbenbringende Last in den Wald. Es gab Tote und Verwundete.

Im Morgengrauen sprangen die Schützen in die Laufgräben der zweiten Linie, etwa 300 Meter hinter der HKL. Vor ihnen fielen die scharfen Takte eines MG's in die dumpfen Paukenschläge des Frontorchesters, das gefährlich nahe seine wilden Fugen spielte. Nic. war es jetzt doch etwas kodderrig im Magen. Er freute sich, als der Bunkerbau begann. Nach drei Tagen war ein solider Bunker fertig, der seiner Gruppe für einige Wochen zum Daheim wurde. Pioniere legten Minenfelder und Stacheldraht vor die zweite Linie. In der Nacht sprengten die HKL-Truppen ihre Unterstände und gingen zurück. Anderntags konnte Nic. den Russen zusehen, wie sie sich in den aufgegebenen Stellungen häuslich niederließen. Sporadisch pfeiferten PAK und Granatwerfer herüber. Sonst herrschte Ruhe im Frontabschnitt von Slobin.

Zu Weihnachten gab es reichlich Wein und Schnaps. Neckel hockte im Bunker vor einem mageren Christbäumchen und trank sich einen mächtigen Rausch an. – Silvester! Zum letzten Mal im Jahr stieg eine kraftlose Sonne an den russischen Winterhimmel. Der Tag verging. Nic. stand mit seinem Freund Robert Krux aus Beles auf MG-Wache in einsamer Nacht. Beide fanden, daß der Steinhäuser ein probates Mittel gegen Heimweh war. Die Zwangssoldaten sangen lauthals luxemburgische Lieder. Das klang wuchtig in die Ohren der Russen, die mißtrauisch herüberhorchten. Die Luxemburger schickten auf Geratewohl eine MG-Salve als Neujahrsgruß hinüber und übergaben die Wache an die lothringische Ablösung, die ebenfalls in feuchtröhlicher Stimmung war und das Neujahrsständchen auf Französisch fortsetzte.

...

Am 2. Januar 1944 verließ Neckels Bataillon klammheimlich die HKL und ging über die russische Schneestepppe zurück. Auf Schlitten schleppten die Infanteristen Waffen und Munition hinter sich her. Achtzehn Stunden marschierten die Soldaten bei arktischer Kälte über vereiste Wege durch den Schneesturm. Nic. Oberto wird diesen furchtbaren Wintermarsch durch die russische Eiswüste am Vorabend seines 24. Geburtstages nie vergessen. Die Kälte fraß sich in die keuchenden Lungen und hängte Eiskristalle an die Mundschützer. Über den schneebinden Augen hoben sich eisverkrustete Brauen aus froststarrten Gesichtern. Die Division erreichte abends gegen 10 Uhr eine kleine Ortschaft, deren Häuser sich in der weißen Einöde um einen Bahnhof scharten. Die erschöpften Soldaten biwaktierten gruppenweise in den Russenhäusern und sanken in einen bleischweren Schlaf.

Am andern Tag zog eine verrußte Lokomotive einen langen Transportzug in den Bahnhof und ließ zischend Dampf ab. Die Verladung der Kompanien verlief schleppend. In der frühen Abenddämmerung tuckerten russische Ratas heran und warfen Leuchtkugeln über dem Bahnhof. Sekunden später sausten Splitterbomben auf den Verladequai. Es gab ein heilloses Durcheinander. In panischer Angst rannte alles in Deckung. Endlich ruckte die Lok an, und ab ging es in nordöstlicher Richtung. Die Ratas blieben über dem Zug. Immer wieder warfen sie Bomben. Wo hatten die fliegenden Nähmaschinen nur ihre Bombenlast verpackt?

Nic. Oberto stand draußen auf offenem Eisenbahnwagen am MG. Der grausame Fahrtwind schnitt durch die schwere Wackkleidung und ließ Neckels Blut in den Adern erstarren. Der Luxemburger fragte gar nicht mehr nach den Temperaturen. Am Tage gab es Tiefstwerte von minus 35 Grad. Als der Zug durch das schneeüberwehte Schienengewirr des Bahnhofs Mogilew holperte, war Nic. zum Eisklumpen geworden. Kaum hatte er seine frostklammen Glieder aufgetaut, als der Transport weiterrollte. In gleichförmiger Weiße lief die Schnee-Ebene dem Horizont entgegen. Dort brodelte die Front. In Boguschewskaya lieferte der Zug seine Soldatenfracht planmäßig ab.

Am 7. Januar 1944 besetzten die Schützen bei Makarowa im Raume Witebsk die Gräben der HKL. Drei Tage später, als die Löcher gestopft waren, rollte ein deutscher Gegenangriff an, der wuchtig in die russischen Linien stieß. Die beiden Rümelingler „Jongen“ Nic. Oberto und Mett Künzinger standen im dichtesten Kampfgetümmel. Hier wurde ein anderer Luxemburger, Nic. Obertos guter Frontkamerad Pierre Kieffer, vom Tode ereilt. Ein russischer Granatvortreffer zerriß vorzeitig ein hoffnungsvolles junges Menschenleben. Unter dem Feuerschutz der Sturmgeschütze arbeitete sich die deutsche Infanterie durch knietiefen Schnee mühsam vorwärts. Das Angriffsziel war ein Friedhof, in dem sich russische Truppen festgesetzt hatten. Die Ratschbum riß klaffende Lücken in die deutschen Schützenketten. Die Offiziere trieben die erschöpften Soldaten immer wieder hoch. Es gab Befehlsverweigerungen. Der Regiments-Kommandeur tobte und brüllte. Die Offiziere fuchtelten mit den Pistolen und drohten mit Genickschuß. Am



Abend mußte das Bataillon zurück in die Ausgangstellungen. Die Verpflegung rückte nicht mehr nach. In den Feldflaschen froh der Kaifee.

Am 11. Januar setzten die Deutschen zu einem massiven Gegenstoß an. Nic. Oberto buddelte sich in eine meterhohe Schneewehe ein und war vorerst von der Bildfläche verschwunden. Eine Nacht und einen Tag blieb er in dem kalten Schneeloch. Mit Todesverachtung stürmten die Deutschen vor, durch das eigene Artilleriefeuer, das die russischen Linien sturmreif schoß. Stukas erschienen am diesigen Himmel. Zielsicher setzten sie ihre Bomben in die Stellungen der Verteidiger, die mit dem Mute der Verzweiflung die feldgrauen Angriffswellen zu stoppen suchten. Der Gegenstoß zerbrach an einer Mauer von Stahl und Eisen. Die Angreifer holten sich blutige Köpfe und gingen zurück. Nic. Oberto tauchte wieder auf aus seinem eisigen Versteck. Er fühlte sich unbeobachtet und kroch in ein verlassenes Bunkerloch. Um diese Zeit suchte Mett Küntzinger, der andere Rümeling, so rasch als möglich nach rückwärts Land zu gewinnen. Dabei stieß er auf Neckels Erdloch. Eine flüchtige aber trostliche Begegnung zweier Jugendfreunde auf dem Schlachtfeld von Makarowa!

Nic. Obertos Kompanie-Chef rief zum Sammeln. Dazu blieben nicht mehr viele Soldaten übrig. Noch ganze fünf einsatzfähige Männer liefen zurück. Sie entkamen einer MG-Garbe. Da hieb eine russische 12 cm Granate neben die Schützen in den Schnee. Zwei waren tot. Ein Granatsplitter hatte Neckels linken Zeigefinger zerfetzt. In einem Panzerloch fand der Verwundete Deckung. Ein fingerlanger Splitter steckte in Neckels Gasmaskenbehälter und hatte den Weg in den Rücken nicht gefunden. Der Zwangssoldat legte sich recht und schlecht einen Norverband an, warf die Munition weg, ließ Karabiner, Gewehr und Handgranaten zurück und machte sich im Alleingang auf zum Sanitätsbunker. Hier traf er seinen ebenfalls verwundeten Freund Mett Küntzinger (siehe dessen Bericht, S. 194). Mit einem Schlitten gelangte Nic. zum Hauptverbandsplatz und erhielt die obligatorische Tetanuspritze. Der Arzt schnitt die Fetzten des Fingers von der Hand. Nic. verbiß tapfer den Schmerz. – Es gab schlimmere Verletzungen. Aber die Verstümmelung eines Zeigefingers bedeutete für den Betroffenen doch ein fühlbares Handikap, das in der deutschen Verwundungsskala auch ohne weiteres als solches anerkannt wurde. Der perfekte Heimatschuß!

Ein Verwundetentransport rollte nach Orscha zurück. Hier machten sich unerbitliche Frontkontrollärzte ans Aussortieren. Nic. Oberto erhielt eine Überweisung in ein Kriegslazarett nach Ostrowo (Polen). Nach drei Wochen hatte er sich sichtlich erholt und wurde nach Wilna verlegt. Das war eigentlich kein Schritt in Richtung Heimat. Der Aufenthalt in dem großen Wilnaer Kriegslazarett bedeutete jedoch nur ein kurzfristiger Übergang. Das Glück war dem Luxemburger hold. Er fuhr nach Westen. Für fast drei Monate fand er Aufnahme im Reservelazarett Gremsdorf an der Aisch. Dann war die Wunde an der Hand vollkommen ausgeheilt.

Am 14. April 1944 erhielt Nic. den ersehnten Heimaturlaubsschein und war anderntags in Rümelingen. Die vier Wochen Urlaub vergingen wie im

Fluge. Der Zwangssoldat war bereit unterzutauchen. In seinem Bekanntenkreis gab es aktive Resistenzler, die jedoch allenthalben Schwierigkeiten sahen und ihm keine sofortige Hilfe bringen konnten. Er überzog seine Urlaubszeit um vier Tage. Anfang Mai 1944 hatten alliierte Flugzeuge die Bahnhöfe Luxemburg und Bettemburg zeitweise lahmgelegt. Als Nic. in Siegen (Westfalen) bei seinem Ersatzhaufen ankam, rettete ihn diese Tatsache vor dem Kriegsgericht. Er wurde nach Biddingen (Baden) abkommandiert und erhielt dort seine Frontabstellung nach Osten. Nic. Oberto trug Bitternis im Herzen. Er war enttäuscht über seine Kameraden aus der Rümeling Resistenz, die ihn schmähschlich im Stich gelassen hatten, als er desertieren wollte.

Am 15. Juni 1944 fuhr sein Transport ab in Richtung Osten. Sommergluten sengten das Land. In den Wagen herrschte eine Hölletemperatur. Unaufhaltsam ging es weiter über Breslau nach Lodz in Polen und von dort nach Brest-Litowsk. Hier, an dem großen Scheideweg östlicher Heerstraßen, wo die Herrschaft des Krieges begann, wechselten die Lokomotiven. Der Zug holte tief Atem vor der großen Frontfahrt. Die Soldaten schrieben letzte Briefe in die Heimat. Ein weit nach Osten verschlagenes amerikanisches Geschwader flog über Brest-Litowsk. Am Himmel hingen weiße Wolkenschleier. Die Sonne war darin eingewoben wie in ein Spinnennetz und lastete drückend auf der Stadt. Die Wärme trieb aus den Sumpfen und machte die Luft schwer. „Petrus schwitzt!“ sagten die Polen.

Nic. Oberto schrieb an seinem Tagebuch und brachte die denkwürdigen Erlebnisse eines Rümeling Zwangsrekrutierten säuberlich zu Papier. Er nahm sich vor, die Notizen nach Hause zu schaffen, komme, was wolle. Es war dies ein Entschluß, der ihn fröhlich machte. Pfeifsignale trillerten zur Abfahrt. Der Zug ruckte an. Die Stationen waren Neckel bekannt. Da war ja Baranowicz, auch Stolpce und Minsk. Am achten Tag hielt der Transport in Orscha. Es hatte sich seit dem Winter vieles verändert. Die russische Luftüberlegenheit war total. Rollende Fliegerangriffe trieben den Konvoi aus dem Bahnhof hinaus auf die offene Strecke. Leichte russische Bomber legten über den Zug und packten aus.

Von Boguschewskaya aus marschierten die Soldaten beidseits des Bahndamms der kämpfenden Truppe entgegen. Sie kamen gerade recht. Am 22. Juni begann der russische Großangriff auf die deutsche Heeresgruppe Nic. Oberto kannte seinen alten Haufen nicht wieder. Unbekannte Gesichter blickten teilnahmslos auf die Neuankömmlinge. Wo waren die Luxemburger, die Lothringer? Der Rümeling fühlte sich jetzt sehr allein in der 5. Kompanie, die mutlos vor der geballten Kampfeswucht der russischen Armeen zurückwich. Die deutsche Front war aufgeweicht. Die Russen trieben die feldgrauen Truppen von Kessel zu Kessel. In verzweifelten Durchbruchskämpfen suchte sich die 191. I.D. aus dem Kessel von Witebsk nach Westen abzusetzen.

Am Nachmittag des 23. Juni 1944 durchschlug eine Kugel Neckels linken Unterarm. „Komplizierter Armdurchschuß!“ konstatierte der Sani. Sanitäts-



bunker und Hauptverbandsplätze gab es nicht mehr. Ein pferdegezogener Sanitätskarren holperte heran. Nic. stieg auf. Das klapperige Fahrzeug kam nur langsam vorwärts. Nic. Oberto sprang vom Wagen. Zu Fuß kam er schneller voran. Deutsche Kampfstellungen gaben aus der Ferne Erkennungssignale. Dort war die schmale Lücke des Ausbruchskanals. Links in einem Dorf lauerten Russen. Tausende deutsche Soldaten warteten in der Abenddämmerung auf den Ausbruchsbefehl. Von zwei Seiten fuhr russisches MG-Feuer dazwischen und richtete ein mörderisches Blutbad an. Phosphorgranaten zischten nieder. Ein wildes Wettrennen mit dem Tod riß Nic. mit fort.

Dann war der Luxemburger aus dem Kessel heraus. Die Wunde blutete und schmerzte. Ein Sani. erneuerte den Verband. Nic. sprang auf eine Zugmaschine und fuhr nach Westen, immer weiter, bis zum Morgengrauen. Nic. merkte mit Bangnis im Herzen, daß die Russen die flüchtenden Divisionen schon überholt hatten. Das Kesseltreiben dauerte bis in den Nachmittag hinein. Dann prallten die flüchtenden deutschen Kolonnen gegen den russischen Riegel. Ein Artillerie-Offizier sammelte die Versprengten und stellte eine Kampfpformation zusammen, die einen Durchbruch wagen sollte. Alles mußte nach vorn, auch die Maroden und Verwundeten. Ein verlорener Haufen!

Der Todesmarsch in die russischen Feuerschlünde begann. Nic. schlug sich seitwärts in die Büsche und drückte sich in eine Ackerfurche. Neben ihm kauerten einige verängstigte Deutsche. Aus einem nahen Waldstück dröhnte Kampfeslärm. Von Osten her tauchten russische Reiter auf, martialische Kosakengestalten. Sie durchkämmten das Gelände und suchten nach versprengten Deutschen. Für den Luxemburger war die Stunde der Entscheidung gekommen. Die Lage war klar. Es gab nur mehr eins: Überlaufen! Nic. gelang es, die Deutschen zu überzeugen: „Jetzt oder nie!“ Der Rümeling nahm einen Schluck Cognac aus der Feldflasche, knüpfte ein weißes Hemd an eine Stange und trat mit seiner Gruppe aus dem Gebüsch.

Die Reiter stutzten, dann winkten sie die Überläufer heran. Diese hoben die Hände und waren gefangen. Nun begann ein großes Filzen. Die biedereren Söhne der Steppe hatten für alles Verwendung: Kamm, Taschenspiegel, Uhr, Fingerring waren im Nu verschwunden. Ein junger Reitersmann führte die Gefangenen zurück. An jedem Finger seiner breiten Hände glänzten deutsche Eheringe. Mehrere 08 Pistolen zogen ihm das Koppel lang.

An einer Waldlichtung hielten schwere Panzer der Roten Armee. Sogar die verfluchten Rata-Doppeldecker waren in natura da. Nic. zeigte einem russischen Reiteroffizier seine luxemburgische Identitätskarte. „Nix! Du Fritz!“ Er kannte Luxemburg nicht. Das fing ja gut an. Immer mehr Gefangene strömten herbei. Nach zwei Tagen setzte sich ein riesiger Gefangenentreck in Bewegung. Eine wabernde Hitze glühte über der Steppe. Still und ergeben trotteten die Plennis dahin. Kranke und Verwundete wankten mit schmerzverzerrten Gesichtern weiter. Kilometer um Kilometer. Nur nicht liegen bleiben! Schwerbewaffnete Partisanenwachmannschaften machten

wenig Federlesens mit erschöpften Nachzüglern. Russische Zivilisten drängten sich in die grauen Kolonnen und nahmen den Gefangenen die Schuhe ab. Sterbende sanken in den Gräben und warteten auf den Gnadenschuß. An verpesteten, trüben Steppentümpeln tranken sich die durstigen Gefangenen den Tod an.

Am vierten Tag gab es die erste Verpflegung, pro Kopf drei rohe Kartoffeln. Dann tauchten wie eine Fata Morgana im flirrenden, windlosen Sonnenglast, Eisenbahnwagen auf. Nic. Oberto, dessen durchschossener Arm übel aussah, kam zu den Verwundeten. 120 wurden in einen Eisenbahnwagen gepfercht. Eine ganze Nacht lang rollte der Zug. In den geschlossenen Wagen herrschte ein furchtbarer Gestank. Die nicht behandelten Wunden schwärzten, eiterten, faulten. Am nächsten Morgen wurden die Verwundeten auf eine Wiese getrieben. Endlich frische Luft! Nic. hatte mit einem Lothringer Freundschaft geschlossen. Die beiden labten sich an grünem Feldsalat und verspeisten dazu einen dicken Grasfrosch, dessen breite Schenkel sie mit Todesverachtung hinunterschlangen.

Sechs Tage waren sie nun schon unterwegs. Dann erreichte der Transport Smolensk. Die Verwundeten wurden in einen Steinbau gesteckt, der die deutsche Aufschrift „Kriegsgefangenenlazarett“ trug. Es gab warme Verpflegung. Sanitäter erneuerten die Verbände. Mit List und Schläue erreichte Nic., daß sein Knochenschußbruch an jedem dritten Tag in Behandlung kam. Die Wunde heilte gut. Nach einem Monat Aufenthalt im Kriegsgefangenenlazarett mußte Nic. in ein riesiges Durchgangslager, das sich ebenfalls in Smolensk befand. Es war mit 12 000 Gefangenen belegt und erhielt Verpflegung für 3 000. Die Plennis marschierten täglich unter scharfer Bewachung zum Ziegelklopfen in die Ruinenviertel der Stadt. Die Kriegsgefangenen waren Menschen ohne Recht. Die Smolensker Bevölkerung steckte voller Haß und Rachsucht gegen die Deutschen. Schlimme Demütigungen waren die Folge. Der Zwangssoldat aus Rümelingen weiß davon manch garstig Lied zu singen.

Zehn Luxemburger hatte der Krieg im Durchgangslager Smolensk zusammengeführt. Als Gefangene in einem alliierten Land fühlten sie sich von der Tragik des Schicksals besonders hart getroffen. Es gab kein Wasser im Lager, weder zum Trinken noch zum Waschen. Die hygienischen Zustände spotteten aller Beschreibung. Neckels Körperkräfte schwanden. In trüber Hoffnungslosigkeit vergingen die Tage. Endlich wurden die nichtdeutschen Gefangenen in einer Sonderbaracke gesammelt. Die Franzosen, Belgier und Luxemburger, insgesamt 63 Mann, sollten sich zum Abtransport nach Moskau fertig machen. Endziel, die Armee de Gaulle in Afrika. Die Reise ließ sich verheißungsvoll an: Bequeme Eisenbahnpersonenwagen, wenig Wachen! Vier Tage dauerte die Fahrt. Es war warm. Frohe Entspannung trüfete Balsam in die wunden Gemüter der Gefangenen.

Moskau! Sagenhafte Hauptstadt des russischen Riesenreiches. Reger Verkehr pulste durch die Adern der sowjetischen Metropole. In dem monumentalen Bahnhof mit seinem verschwenderischen Marmorprunk begrüß-

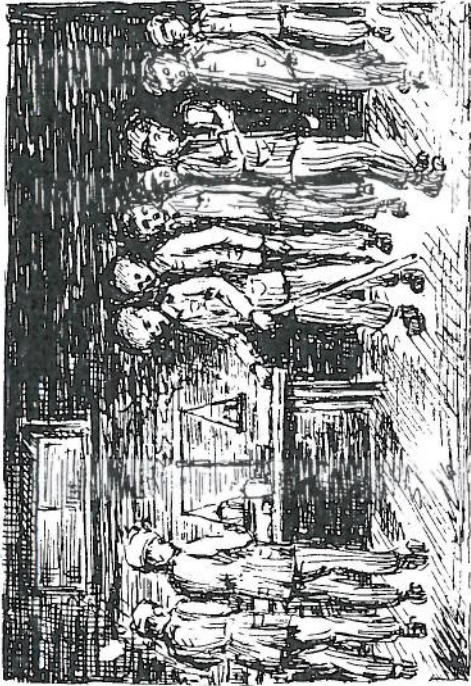
ten überdimensionale Bilder von Lenin und Stalin. Die Zwangssoldaten aus dem Westen fühlten sich winzig klein. Ein russischer Oberst klärte die Passanten auf: „Franziskus“ auf dem Wege zur befreundeten französischen Armee! Die Menschen tauten auf und wurden freundlicher. Die sowjetische Wehrbetreuung funktionierte. Zu Vorkommende Wachen brachten ihre Schutzbefehlshaken zu einer Varieté-Vorstellung, in der russische Artisten auftraten und den jungen Leuten aus dem „fernen Westen“ Einblicke in die Kabarettkunst des Sowjetreiches boten.

Am Abend des 30. August herrschte Festtagsstimmung in Moskau. Kurz nacheinander hatte die Rote Armee Lemberg und Brest-Litowsk erobert und die Weichsel erreicht. General Malinowski war in Budapest eingedrungen. Strahlende Freudenfeuer umrahmten die Siegesnachrichten. Am nächsten Tag führten die Gefangenen mit der S-Bahn aus dem Moskauer Bahnhof. Das verwirrende Eisengeflecht der Schienenbänder blitzte in der Sonne und verschmolz zu einem einzigen metallischen Flimmern, das sich in der Ferne verlor. Nach etwa 60 Kilometern Schnellzugfahrt bestiegen die Gefangenen den Zug in Richtung Tambow, einer Gebietshauptstadt rund 450 Kilometer südöstlich von Moskau.

Im KG-Lager 188 nahm Nic. Obertos Odyssee durch Rußland ein vorläufiges Ende. In seinem Tagebuch schildert der Rümelinger Zwangssoldat gewissenhaft jede Einzelheit seines Aufenthaltes im Tambower Schreckenlager. 991 junge Luxemburger waren es im ganzen, die vom August 1943 bis zum September 1945 in Tambow Tränen der Scham sucht weinten. 167 fanden den Weg nicht heim. Ihr Opfertod legt stummes Zeugnis ab von der furchtbaren Tragödie, die sich hinter russischem Stacheldraht in den Tambower Wäldern abspielte. Jene aber, die den langen Weg nach Hause fanden, blieben für ihr Leben gezeichnet.

Sie sind nicht redselig und auch nicht sonderlich federgewandt. Aber in stillen Stunden, wenn sie Verständnis bei dem Gesprächspartner spüren (und das ist ja heute leider nur sehr selten der Fall), kramen sie bereitwillig in der Schatulle ihrer Erinnerungen und erzählen in anschaulicher Bildersprache, ohne falsches Pathos, aus jener bitteren Zeit, da die freie Heimat ihre besten Söhne vergaß.

Nic. Oberto war eine Sportlernatur. Auch in der Hölle von Tambow suchte er am Ball zu bleiben. Er schlüpfte in der Lagerküche unter und konnte sich ernährungsmäßig halbwegs über Wasser halten. Doch die furchtbaren Strapazen des letzten Kriegswinters, drohten auch seine eiserne Gesundheit zu ruinieren. Eine schwere Erkältung und ein leidiges Geschwür warfen ihn nieder. Sein sportgestählter Körper hielt stand. Im April 1945 verließ er das Bunkerlazarett. Die 1. Mai-Feier nahte. Das sollte ein großartiges Fest werden. Der Lagersportplatz wurde von den Schneelasten befreit. Nic. Oberto half wacker mit und wärmte seine schlaffen Glieder an der dünnen russischen Frühlingssonne. Am Fest der Arbeit kamen Vertreter aller Nationen zu Wort. Die Kriegsgefangenen hörten sich geduldig die Redner an, für deren leere Worthülsen sie sich kein Stückchen Freiheit kaufen konnten.



Broutausgabe im Gefangenenlager Tambow



Am 8. Mai, um vier Uhr morgens, verkündete ein begeisterter Lagerrompeter das Kriegsende. Der Friede war „ausgebrochen“. Es wurde ein denkwürdiger Tag: 15 000 Kriegsgefangene defilierten vor dem Lagerkommandanten. Am Nachmittag fand auf dem Sportplatz ein Fußballkampf statt zwischen einer französischen und einer luxemburgischen Gefangenemannschaft. Nic. Oberto war noch etwas wackelig auf den Beinen. Aber er hielt darauf, dabei zu sein. Die Luxemburger Elf setzte sich aus bekannten Nachwuchsspielern zusammen, die im KG-Lager Tambow recht und schlecht überlebt hatten. Frankreich siegte 6 zu 2 (zehn Monate früher, im August 1944, hatte Luxemburg Italien 1 zu 0 besiegt).

Wieder vergingen zwei Monate. Die Gerüchte über eine baldige Heimkehr verpufften wie Seifenblasen. Die Luxemburger gingen seelisch zu Grunde. In den ersten Augusttagen verließ endlich ein internationaler Krankentransport, zu dem ungefähr 200 Luxemburger Gefangene gehörten, den Bahnhof Rada bei Tambow in Richtung Heimat. Nic. Oberto blieb zurück. Etwa eine Woche später zogen 2 000 Franzosen fort. Nic. Oberto und mehrere andere Luxemburger waren zu allem entschlossen. Sie durften mit. Doch am Bahnhof Rada fanden sie sämtliche Wagen besetzt. Zurück zum Lager! – Drei Tage später dasselbe Spiel. Nic. Oberto und seine Gefährten gaben nicht auf. Sie warteten weiter. Noch zwei Tage, dann waren sie endlich dabei. Tambow, die stolze russische Provinzhauptstadt, deren Name bei den ehemaligen Luxemburger Kriegsgefangenen noch heute ein Frösteln auslöst, blieb hinter Nic. Oberto zurück. Ein letzter Gruß an die toten Kameraden, die in Tambow litten und starben! Möge die russische Erde ihnen leicht sein!

Der Zug fuhr in Richtung Smolensk. Eine erste Etappe endete in Wolowo, wo ein zweitägiger Aufenthalt die Heimkehrer festhielt. Auf dem Markt herrschte ein reger Handel. Kleidungsstücke waren sehr gesucht. Die Plennis verschachtelten ihre dicken Wintermäntel gegen Rubel, um Zusatzverpflegung zu ergattern. Es war warm. Wie zerschlossene Tücher hingen helle Wolkenstreifen am Himmel. Wer dachte an den Winter? Wochenlang dauerte die Fahrt durch die russische Ebene. Mildes Septemberlicht vergoldete das Land. Der Sommer war schon vorbei, doch der Herbst noch nicht da.

Nic. Oberto fuhr genau den Weg zurück, der ihn vor vielen Monaten, es schien ihm eine Ewigkeit, nach Rußland geführt hatte: Orscha, Minsk, Baranowicz, Brest-Litowsk. Hier begann wieder die westliche Bahnspur und es gab einen zweitägigen Aufenthalt. Nic., der vorsorglicherweise seinen Mantel behalten hatte, setzte ihn nun doch um für 200 Zlotys. Der hungrige Magen triumphtierte über das Bedürfnis nach Wärme. In den zugigen Wagen wurde es nachts empfindlich kalt. Nun waren die Zlotys weg und auch der Mantel.

In Radom gab es eine Riesenüberraschung. Luxemburger Soldaten hatten sich mit RK-Fahrzeugen nach Polen vorgewagt. Es gab Weißbrot, Zigaretten, Schokolade und Zeitungen aus der Heimat. Schwerkranken wurden mit Autos in Warschauer Lazarette geschafft. In Lodz übernahm das französische RK die

Behandlung der Franzosen und Belgier. Und weiter gings in zügiger Fahrt nach Westen. Hinter Posen war auf einmal die frühere deutsch-polnische Grenze da. Die kleinen Dörfer der Neumark flogen vorbei. Sie waren wie ausgestorben. Keine Menschenseele ließ sich blicken. In trostloser Einsamkeit lag das verlassene Land. Es war als hätte die Pest hier gewütet.

Gegen Abend hielt der Transport in Frankfurt an der Oder. In der zerstörten Stadt herrschte die typische Flüchtlingsatmosphäre der ersten Nachkriegsmonate. Niemand wußte, was geschehen sollte, auch die Russen nicht. Die Luxemburger waren ziemlich ratlos. Was nun? Auf einem Nachbargleise wartete der Expreszug Moskau-Berlin. Russische Soldaten und Offiziere aller Dienstgrade bevölkerten die Abteile. Da beschloß Nic. Oberto, sein Geschick selbst in die Hand zu nehmen. Er wollte versuchen, als blinder Passagier im russischen Expreszug Berlin zu erreichen. Im selben Augenblick erhielten die heimkehrenden Kriegsgefangenen des Rußlandtransports den Befehl, die Wagen zu verlassen. Sie sollten bis zur endgültigen Regelung ihrer Heimbeförderung in einem Frankfurter KG-Lager untergebracht werden.

„Ohne mich!“ dachte Nic. Oberto. Im Halbdunkel des Bahnsteigs löste er sich kurzentschlossen von der Gefangenenkolonne und sprang auf das Trittbrett eines Wagens des russischen Expreszuges. Im Nu standen noch zwei Luxemburger Flüchtgenossen neben ihm. Der Expreszug fuhr ab. Erstaunte Blicke der anderen Kriegsgefangenen! Niemand konnte mehr aufspringen, die Geschwindigkeit war bereits zu groß.

Nun befand sich der Zug auf freier Strecke und donnerte hinaus in die schwarze Nacht. Die Flüchtlinge klammerten sich an die Haltegriffe der Gepäckleiter. Regen peitschte die Gesichter. Der Fahrtwind erschwerte das Atmen. Kleine, dürrig beleuchtete Bahnhöfe flitzten vorbei. Niemand störte sich an den Trittbrettfahrern. Nur festhalten! Stunden vergingen. Sie wurden zur Ewigkeit.

Gegen zwei Uhr morgens tauchten die Lichter von Berlin auf. Gemächlich dampfte der Zug in den Schlesischen Bahnhof. Kurz vor dem Lichtbereich der Bahnsteiglampen sprangen die Schwarzfahrer ab. Da sie Khakimützen trugen und entsprechende Jacken, wurden sie nicht als Plennis erkannt. Und schon strebten die Luxemburger „Jongen“ zwischen den russischen Offizieren dem Ausgang zu. Ein Militärposten erkundigte sich auf russisch, ob sie Amerikaner seien. Die Flüchtlinge bejahten eifrig in derselben Sprache. Der Rotarmist fühlte sich geschmeichelt und geleitete die Genossen Amerikaner zuvorkommend bis zum Ausgang und dann . . . in ein Übernachtsheim für russische Soldaten.

Bis fünf Uhr morgens war Ausgangssperre in Berlin. Doch dann suchten sich die Luxemburger so schnell wie möglich aus dem russischen Sektor abzusetzen. Sie fragten sich nach einem Durchgangslager für Deportierte aus dem Westen durch. Um acht Uhr morgens wechselten sie in die amerikanische Zone über. Posten gab es dort keine. Ein amerikanischer Offizier, der geläufig



Französisch sprach, wies sie sie nach dem Flüchtlingslager Zehlendorf im Villenviertel Wannsee. Zehlendorf war nicht leicht zu finden. Die Luxemburger reisten ohne Fahrkarte mit allem, was noch rollte quer durch das verwüstete Berlin: Trambahn, U-Bahn, S-Bahn. Ein hilfsbereiter amerikanischer Jeepfahrer brachte sie schließlich ans Ziel.

Das holländische RK nahm die Flüchtlinge aus dem Großherzogtum in Obhut. Die Verpflegung war ausgezeichnet. Abends führten die Ausreißer zum Kurfürstendamm. Dort lieferten sie ihre zusammengewürfelten Monturen ab und erhielten französische Militärklamotten. Bei der Rückkehr nach Zehlendorf trafen sie Luxemburger Offiziere, die ihnen bereits von Radom her bekannt waren. Die Soldaten aus der Heimat staunten nicht schlecht über die abenteuerliche Flucht der „Jongen“. Amerikanische Transportfahrzeuge brachten die Heimkehrer in ein Durchgangslager nach Fallersleben (Niedersachsen). Das Lager stand unter polnischer Verwaltung. „Pierunje!“ schimpften die Polen. „Was machen wir mit euch?“

In Fallersleben fühlten sich die Luxemburger fehl am Platz, und die drei Kameraden machten sich wieder selbständig. Eines Morgens gegen drei Uhr überstiegen sie den Stacheldraht und marschierten zum Bahnhof. Die Luxemburger wußten mit viel Geschick den Besatzungssoldaten zu markieren. Unbehelligt kamen sie durch die Sperrn. Sie führten „aux frais de la princesse“ in den Polsterwagen der Okkupationsstruppen und gelangten über Hannover nach Köln. Sie sprachen nur Französisch, fanden wieder Freude am Leben und ließen sich von netten RK-Schwestern, die in amerikanischen Lazaretten amtierten, wie Paschas verwöhnen.

Auf einer Notbrücke überquerten sie den Rhein. Nic. Oberto gab sich als Dolmetscher aus. Das förderte die Weiterreise. Mit der Stadtbahn erreichten die Heimkehrer Bonn, wo sie übernachten konnten. Danach Autostop bis Mehlen! Die Luxemburger verfügten über einen ansehnlichen Raucherwarenvorrat. Das war so gut wie bares Geld. Sie versilberten etliche Zigarren und genehmigten sich ein Bier, das erste seit langer, langer Zeit. Ein französischer LKW-Fahrer lud die Heimkehrer auf und brachte sie bis zur französischen Zone. Autostop war hier verboten. Mit einem uralten deutschen Lastwagen ging es weiter. Fünfzig Kilometer vor Koblenz standen die „Jongen“ wieder auf der Straße.

Trotz Verbotes nahm ein junger französischer Offiziersaspirant, der aus Lothringen stammte, die drei müden Wanderer in seinen PKW und setzte sie am Bahnhof Koblenz ab. Hier war eine strenge Ausweiskontrolle. Doch die Luxemburger stießen auf den richtigen Mann. Er verstand ihre Probleme und ließ sie weiterziehen. Von Koblenz führten sie nach Saarbrücken und von dort nach Metz, wo sie gegen Mitternacht ankamen. Die Luft schmeckte nach Heimat. Um sechs Uhr früh standen die Heimkehrer am Metzzer Bahnhof. Erst am späten Abend fuhr ein Zug nach Luxemburg. So lange wollten die „Jongen“ nicht warten. Dort standen Taxis. Das war verlockend. Die Luxemburger hatten keinen Zaster. Sie rechneten mit dem Verständnis der

Luxemburger Rapatriierungsbehörden und mieteten ein Taxi. Der Fahrer sah keine Probleme. Die Fahrt ging schnell. In Frisingen fuhren die ehemaligen Tambower über die heimatische Grenze.

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl umwogte die Seelen der Heimkehrer. Im Rapatriierungsbüro gab es ein gewaltiges Hallo. Die Tambower sind zurück! Sollte der Transport vorzeitig ohne Ankündigung eingetroffen sein? Es gab ein großes Fragen bis spät in den Nachmittag hinein. Die drei Heimkehrer standen Rede und Antwort. Inzwischen war die Nachricht von der glücklichen Ankunft der „Tambow-Vorhut“ auch bis nach Rümelingen gelangt.

Am 28. September 1945 (es war ein Freitag), abends um acht Uhr, stieg Nic. Oberto freudestrahlend am Rümelinger Bahnhof aus dem Zug. Die Familienangehörigen und Kameraden bereiteten dem Tambower einen rauschenden Empfang. Das Feiern wollte kein Ende nehmen. Um drei Uhr nachts sank der Rußlandfahrer todmüde in die Federn.

In derselben Nacht verließ der letzte Luxemburger Gefangenentransport, weit drüben im russischen Land, das KG-Lager Tambow zur großen Fahrt in die Freiheit.



René Schiltz (geb. am 3. April 1923) arbeitete als Bäckergehilfe im väterlichen Betrieb, als er zur RAD-Musterung ins Escher Franziskanerheim, Beleserstraße 17, einberufen wurde. In den Augen der Nazis war René Schiltz kein unbeschriebenes Blatt. Der junge Rümelinger Patriot hatte, als Nichtmitglied der HJ, seine Sekundarstudien vorzeitig abgebrochen. Seine antideutsche Haltung war aktenkundig. Bereits am 15. Januar 1941 hatte René unliebsame Bekanntschaft mit dem deutschen Justizapparat gemacht und war mit zwölf anderen jungen Rümelingern von der Gestapo wegen „separatistischer Umtriebe“ ins Grundgefängnis eingeliefert worden (siehe S. 30).

Am 19. Februar 1943 mußte René die Heimat verlassen und wurde in ein RAD-Lager nach Karlswalde bei Sagan an der Bober zwangsverschickt. In nächster Nachbarschaft befanden sich große KG-Lager, in denen englische Flugzeugbesatzungen und französische Kriegsgefangene ein schweres Dasein fristeten. Ringsum wogten die großen niederschlesischen Wälder, in denen der dicke Reichsjägermeister, Reichsmarschall Hermann Göring, sein berühmtes Rorwildegehege unterhielt. Die Arbeitsmänner putzten die Wälder aus und pflanzten Kiefern auf den kargen Heideflächen.

Als die Luxemburger RAD-Männer ankamen, lag noch hoher Schnee über dem unwirtlichen Land. Außer den 50 Luxemburgern umfaßte das Lager effektiv zwei etwa gleichstarke Gruppen von jungen Leuten aus Nürnberg und Wien. René Schiltz wurde zeitweilig in einen Bäckerbetrieb in